

LEIGH RUSSELL

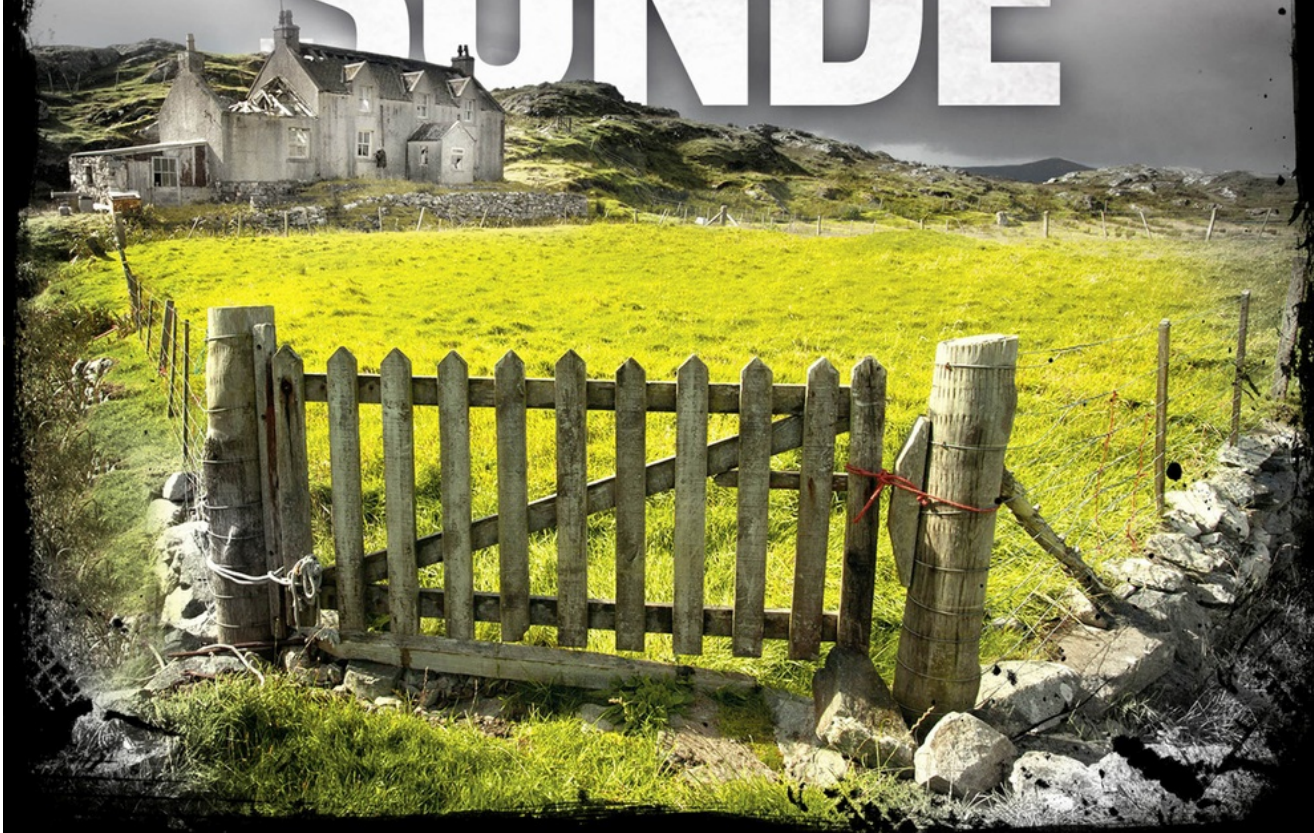
# BLUTROT

- Ein Fall für Geraldine Steel -

# IST DIE

Kriminalroman

# SÜNDE



BASTEI ENTERTAINMENT 

## 5

### Der Schauplatz

Geraldine und Ian unterhielten sich angeregt, als sie an einem modernen Einkaufszentrum vorbei und aus der Stadt hinausfuhren.

»Wie geht es Bev?«

»Ganz super.«

Geraldine seufzte. Irgendwie hielten ihre eigenen Beziehungen nie. Sie beneidete den Sergeant, der es besser getroffen zu haben schien. »Wie lange sind Sie beide inzwischen zusammen?«

Peterson zuckte mit den Schultern. »Kommt mir ewig vor.«

Sie parkten am Rand des Naherholungsgebiets, tauchten unter dem Absperrband hindurch und holten sich Schutzanzüge und Überschuhe hinten aus dem Van der Spurensicherung. Dann gingen sie, um nichts zu verfälschen, vorsichtig hintereinander den Trampelpfad entlang in das Waldstück. Immer wieder mussten sie sich unter herabhängenden Zweigen ducken. Am Rande einer kleinen Lichtung war ein Schutzzelt aufgestellt worden. Weiß gewandete Kriminaltechniker waren damit beschäftigt, Fotos zu machen und Fußspuren, aufgeschürfte Stellen in der Erde und alle anderen Auffälligkeiten am Boden und im Unterholz zu erfassen. Der gesamte Bereich um den Fundort der Leiche wurde selbst nach mikroskopisch kleinen Spuren gründlich abgesucht. Leider trugen heutzutage selbst schlampige Mörder Handschuhe.

Ein eleganter brauner Lederschuh lag seitlich am Rand des Schutzzelts. Er passte eher in das Schaufenster eines teuren Schuhgeschäfts. Die hell erleuchtete Szene in dem Zelt mutete wie ein Filmset an. Sogar die Leiche auf dem Boden sah wie eine Requisite aus. Sie lag neben einem Baumstamm, die Beine ausgestreckt und das Kinn bedeckt von getrocknetem Blut. Der von kurzen, hellbraun-grau melierten Locken umrahmte Kopf war nach hinten gestreckt. Ihre braunen Augen blickten leer zu ihnen auf, und nur Zentimeter daneben lag ein Kothaufen von einem Tier. Die Frau trug einen braunen Rock mit winzigen orangen Tupfen und eine passende Jacke, die über und über mit Blut bespritzt war. Doch auch wenn alles feucht, zerknüllt und schmutzig war, erkannte man, dass es sich um ein teures Kostüm handelte.

Geraldine blickte nach unten, und ihr Adrenalinpegel stieg. Es würde Fotos, Berichte und Aussagen geben, aber dies war die einzige Chance, das Opfer am Tatort zu sehen. Sie hockte sich hin und betrachtete den blutigen Kopf der Toten.

»Wahrscheinlich wurde sie woanders umgebracht und hier abgelegt«, sagte einer der Kriminaltechniker. »Ein mieser Platz, um hier zu enden, was?«

»Hatte sie eine Handtasche bei sich?«, fragte Geraldine. Der Kriminaltechniker schüttelte den Kopf. Geraldine richtete sich wieder auf. »Was haben Sie in ihren Taschen gefunden?«

»Ein Schlüsselbund, eine Quittung für einen Kaffee, den sie um zwanzig nach zehn in einem Café im Einkaufszentrum gekauft hat, ein Foto von zwei Kindern und fünfzehn Pence Wechselgeld.« Er reichte ihr die Beweismitteltüte.

»Also haben wir den Ort und die Uhrzeit, wo sie morgens war«, sagte Geraldine. Sie sah sich das Bild von einem Jungen und einem Mädchen an – vermutlich die Kinder des Opfers. Der Junge musste ungefähr zwölf sein, das Mädchen wenige Jahre älter. Sie hatte die haselnussbraunen Augen ihrer Mutter und hellbraunes Haar, während der Junge schwarzhaarig war und blaue Augen hatte.

Geraldine steckte das Foto sorgfältig in die Tüte zurück und schaute sich um.

Der SOCO sah, in welche Richtung sie blickte. »Es gibt sonst nirgends Spuren von einem Kampf.«

»Sie glauben nicht, dass sie hier gestorben ist?«, fragte Geraldine und nickte zur Leiche.

»Hier sind keine Hinweise auf der Erde zu finden. Ich schätze, dass sie schon tot war, als sie hergebracht wurde.«

»Also wissen wir nicht, wo sie ermordet wurde«, sagte Peterson.

»Es ist schwierig«, erwiderte der Spurensicherer. »Es gibt keine Anzeichen für einen Kampf, aber der Fundort wurde kontaminiert. Es sieht aus, als sei sie entweder bewusstlos oder tot über den Boden geschleift worden, wodurch die Fußspuren des Täters verwischt wurden.« Er wies auf die Furchen und die flachen Spuren im Matsch. »Wir haben nicht viel Blut auf dem Boden gefunden, also wurde sie wahrscheinlich getötet, ehe man sie hergebracht hat. Andererseits hat es die Nacht geregnet, folglich könnte das Blut auch weggespült worden sein. Wir überprüfen jeden Zentimeter des Pfades, aber der Mann, der uns die Leiche gemeldet hat, ist hier überall rumgetrampelt. Es sieht aus, als wäre er hin und her gelaufen, während er telefoniert hat. Schade, dass er an der Stelle war, bevor wir eine Chance hatten, sie zu untersuchen. Obwohl wir wohl dankbar sein sollten, dass er sie gefunden hat. Sie war bereits über Nacht hier.« Er zuckte mit den Schultern. »Und hier wimmelt es von Tierkot.«

»Gibt es irgendwelche Abwehrverletzungen?«

Der Kriminaltechniker schüttelte den Kopf. »Keine offensichtlichen, aber der Gerichtsmediziner müsste bald hier sein, dann sieht er sie sich an. Ah, anscheinend ist er das schon.«

Ein großer, schlanker Mann betrat das Zelt und richtete sich auf. Er näherte sich der Leiche mit einer Aura von Autorität und kniete sich neben sie, sodass sie von ihm abgeschirmt war.

Geraldine beobachtete seine geschmeidigen Bewegungen. »Ich glaube, wir kennen uns noch nicht.«

Der Mann wandte den Kopf zu ihr. Leuchtend blaue Augen blickten ihr aus einem schmalen Gesicht entgegen. »Dr. Paul Hilliard.« Sein Gesichtsausdruck wirkte offen und ernst, und er sprach mit einer tiefen, kultivierten Stimme. »Leiten Sie hier die Ermittlung?«

»Ja. Ich bin Detective Inspector Geraldine Steel. Und dies ist Detective Sergeant Ian Peterson.«

Paul Hilliard nickte. »Freut mich, auch wenn die Umstände bedauerlich sind.« Er wandte sich wieder der Leiche zu.

Geraldine trat einen Schritt vor. »Was können Sie uns sagen?«

»Lassen Sie mir eine Minute.« Geraldine betrachtete seinen Rücken. Während er arbeitete, war er vollkommen still. Sein Haar war dunkel, beinahe schwarz, doch im grellen Scheinwerferlicht waren einzelne graue Strähnen zu erkennen. Nach einer kurzen Weile blickte er sich um. »Ich kann natürlich bestätigen, dass sie tot ist. Es hat die Nacht über geregnet, aber der Boden unter ihr ist ziemlich trocken, was nahelegt, dass die Leiche über Nacht hier gelegen hat. Die Witterungsbedingungen machen es unmöglich, einen genauen Todeszeitpunkt zu bestimmen, doch es muss irgendwann gestern Nachmittag gewesen sein.«

»Wie ist sie gestorben?«

Der Pathologe sah wieder zu Geraldine auf. »Da kann ich Ihnen nach der Autopsie Genaueres sagen, doch anscheinend ist die Todesursache«, er machte eine Pause, »Blutverlust.«

»Blutverlust aufgrund der Kopfverletzung?«

Der kniende Arzt sah ihr weiter in die Augen. »Ja«, sagte er schulterzuckend. »In gewisser Weise.«

»Und das erklärt das viele Blut auf ihrer Kleidung?«

»Ja.«

»Vermutlich lässt es sich jetzt noch nicht mit Sicherheit sagen, aber glauben Sie, dass wir es mit einem Mord zu tun haben? Bis wir nicht den endgültigen Autopsiebericht haben, nehme ich an, dass wir nicht sicher sagen können, ob es kein Unfall war.«

»Sie könnte hingefallen sein und sich den Kopf aufgeschlagen haben«, ergänzte Peterson.

Paul Hilliard schüttelte den Kopf. »Ein Unfall kommt nicht infrage. Schon allein deshalb nicht, weil die Leiche bewegt wurde. Sie wurde nicht hier getötet.«

»Sind Sie sicher?«, fragte Peterson.

»Ja. Es wäre sehr viel mehr Blut auf dem Unterholz hier, denn bevor sie starb, wurde ihr die Zunge herausgeschnitten, sodass nur noch ein Stumpf übrig geblieben ist. Das hätte enorm geblutet.«

»Wie bitte?«

»Das Opfer hat keine Zunge, Inspector.«

## 6

### Im Chatroom

Lucy knallte ihre Tür zu. Sie wünschte, sie könnte ihr Zimmer abschließen. Es machte sie krank, dass ihre Eltern glaubten, sie hätten das Recht, einfach unangekündigt in ihr Zimmer zu kommen, wann immer ihnen danach war.

»Sei nicht albern, du bist da oben doch alleine«, hatte ihr Vater geantwortet, als sie ihn darauf hingewiesen hatte, dass sie zum Beispiel gerade eine private Unterhaltung führen könnte.

»Warum lädst du nicht mal eines der Mädchen aus deiner neuen Schule hierher ein?«, hatte ihre Mutter vorgeschlagen. Sie hatte damit zu helfen versucht, machte aber alles nur noch schlimmer. Lucy hatte nicht geantwortet. Ihre Eltern verstanden überhaupt nicht, worum es ging. Die verstanden gar nichts. Lucy konnte nicht einfach irgendwelche Mädchen zu sich nach Hause einladen. Und selbst wenn sie es täte, würde niemand kommen. Die anderen Mädchen waren alle seit Jahren miteinander befreundet, und es war von dem Tag an, an dem Lucy das erste Mal den Klassenraum in der Harchester School betrat, klar, dass sie in keiner der Cliques willkommen war. Sie alle taten nichts anderes, als über Jungs zu reden oder sich über andere Mädchen auszulassen.

Lucy kannte keine von ihnen und wollte sie auch nicht kennenlernen. Sie war froh, dass sie von ihnen ausgeschlossen wurde. Sie hasste ihre neue Schule, und sie wollte sich gar nicht mit diesen blöden Schlampen verstehen. Die Jungs waren noch schlimmer. Während die Mädchen Lucy ignorierten, waren die Jungen offen feindselig. Sie nannten sie »Blindschleiche«, »Knochengestell« und noch weit Verletzenderes, und sie machten sich über ihren nordenglischen Akzent lustig. Lucy mochte keinen von ihnen und würde nicht mal mit ihnen befreundet sein wollen, wenn sie darum bettelten.

Richtig beliebt war Lucy nie gewesen, aber in York hatte sie wenigstens Freunde gehabt. Die waren nicht cool oder schlau gewesen, doch sie waren ihre Freunde. Sie hatte sogar eine beste Freundin gehabt, Nina, die manchmal nach der Schule mit zu ihr nach Hause gekommen war. Und Lucys Eltern hatten eingesehen, dass sie anklopfen sollten, bevor sie in ihr Zimmer kamen, wenn Nina da war.

»Bei allen anderen klopfen die Eltern vorher an«, hatte sie zu ihnen gesagt, und ausnahmsweise hatten sie ihr zugehört.

Lucy war entsetzt gewesen, als sie erfuhr, dass sie wegziehen würden. Ben hingegen, der reichlich Freunde gehabt hatte, schien das überhaupt nicht tragisch zu finden. Er musste ja nichts weiter tun, als in eine bescheuerte Fußballmannschaft zu gehen, und schon würden täglich Jungs kommen, um mit ihm einen Ball durch die Gegend zu kicken. Für Lucy war es sehr viel schwerer, neu anzufangen und sich Mühe zu geben, mit Fremden ins Gespräch zu kommen und so zu tun, als würde sie sich für deren Teenagerleben interessieren. Zuerst hat sie sich schlichtweg geweigert, mit der Familie nach Kent zu

ziehen. Aber es hatte nichts genützt. Ihre Mutter hatte die Stelle als Schuldirektorin angenommen, ihr Vater hatte sich auf Arbeitssuche begeben, ihr Haus wurde zum Verkauf angeboten und das Umzugsdatum festgesetzt. Lucys Eltern zerstörten ihr Leben, und es war ihnen egal.

»Wir haben das besprochen«, hatte ihre Mutter gesagt.

»Ich habe nie zugestimmt!«, hatte Lucy zurückgebrüllt. »Aber ich darf ja auch nicht mitentscheiden, oder? Es ist ja nur mein Leben, das zerstört wird, sonst nichts. Du bestimmst, was du willst, und wir müssen alle mitmachen wie beknackte Möbelstücke.«

»Sei nicht albern«, war ihr Vater dazwischengegangen. Das schien das Einzige zu sein, was er überhaupt noch zu Lucy sagte. »Deine Mutter muss an ihre Karriere denken.« Er hatte ziemlich sauer geklungen.

Lucys Mutter hatte daraufhin ihn angesehen. »Fang jetzt nicht damit an, Matthew. Das haben wir oft genug durchgekaut.«

Dann war Lucy gegangen.

Es war ihr ein kleiner Trost, dass Nina in Tränen ausgebrochen war. »Du darfst mich nicht verlassen«, hatte sie geheult. Sie hatten einander versprochen, in Kontakt zu bleiben, was über Facebook leicht war. Doch nach Lucys Umzug veränderte sich alles, und nach einigen Wochen hatte Nina aufgehört, ihre Nachrichten zu beantworten.

»Du musst dich bemühen, neue Freunde zu finden«, sagte ihre Mutter zu ihr. »So etwas braucht Zeit, und es passiert nicht von selbst. Du hast bald raus, wie es geht. Der erste Kontakt ist der schwerste.«

»Ich habe Freunde«, antwortete Lucy. »Lass mich in Ruhe mit deinen blöden Sprüchen!«

Lucy konnte nicht schlafen. Ihre Mutter hätte eigentlich schon zetern müssen, dass sie aufhören sollte, online zu chatten, und »etwas Sinnvolles« machen, aber ihre Mutter war nicht zu Hause, und ihr Vater war nicht so dumm, sich einzumischen. Er hatte sie allein gelassen, und das passte Lucy sehr gut. Sie mochte es am liebsten, wenn er wegfuhr. Sie war vierzehn, alt genug, um mit ihrem zwölfjährigen Bruder allein zu Hause zu bleiben. Sie brauchte keine Eltern, die sich in ihr Leben einmischten. Dauernd sagten sie ihr, was sie machen sollte. Als hätten sie einen Schimmer davon, was gut für sie war. Wenigstens hörte ihre Mutter zu, wenn Lucy etwas sagte. Ihr Vater könnte genauso gut ein völlig Fremder sein, und das wäre Lucy sogar lieber.

Sie loggte sich in den Twilight-Chatroom ein und starrte minutenlang auf den Bildschirm, bevor sie tippte: »Meine Eltern machen mich wahnsinnig.«

Bunny antwortete sofort: »Eltern sind zum Kotzen.« Mehrere andere kamen hinzu, beleidigten ihre Eltern und rissen erbärmliche Witze.

»LOL. Die können gar nicht so schlimm sein wie meine«, tippte Lucy. Es vertrieb ihr zumindest die Zeit.

Der Chat schwenkte auf die Schule. »Jeder hasst die Schule. Warum müssen wir da eigentlich hin?«, fragte Bunny.

»Zeitverschwendung«, stimmte Lucy zu.

»Folter?«

»Mist!«, schrieb jemand anders.